

## Simon Dach und Paul Fleming

Das Zeitalter des Barock in Deutschland hat grundsätzlich zwei Gesichter: In den der Literatur verwandten Künsten sehen und hören wir, wenn wir die Ausdrucksformen nicht voneinander trennen: auf der einen Seite religiöse und/ oder mystische Innerlichkeit, auf der anderen Seite diesseitigen hypertrophen lauten Prunk, der im Detail und in der großen Gestikulation fast überall im Diesseits verbleibt, aber auch wieder auf das Jenseits hinweist. Einerseits heißt das „Carpe diem“ („Pflücke den Tag“, d.h. „Nutze den Tag/ die Gelegenheit und gestalte dir das Leben hier ange-nehm“), andererseits „Memento mori!“ („Denke daran, dass du sterben musst!“) Der barocke Mensch lebt permanent in dieser dialektischen Spannung.

Den Barock in Deutschland müssen wir immer vor dem Hintergrund des **30jährigen Krieges (1618-1648)** sehen, der in Nord- und Südwest-Deutschland und in Österreich und auf dem Gebiet des heutigen Tschechien ungeheure Menschenopfer kostete, wie wir später bei Grimmelshausen sehen werden. Dieser Krieg war das Resultat des überlebten Mittelalters, der Bauernkriege und der Reformation. Manchmal gelingt es den Menschen auch, der täglichen Tragik in ein wirkliches oder geträumtes Arkadien, Utopien, Pseudo-Paradies zu entfliehen.

In der Musik leben Volks- und Kirchenlied über das Mittelalter und Martin Luther hinaus weiter, ja, steuern sogar einem neuen Höhepunkt entgegen. Der Barock erfindet die Oper als höfisches Fest und feiert damit sich selbst. Die religiösen Stoffe wachsen zum Oratorium aus.

In der Architektur entstehen jetzt immer größere Kirchenbauten, die über die strengen Renaissanceformen hinaus eine Art Palaststil darstellen mit allerlei Wucherungen wie besonders der Kuppel, die sich auch übereinander getürmt als Himmelsgewölbe interpretieren lassen: als Annäherung ans Jenseits. Eine Erbe der Gotik? Das mystische farbige Dämmerlicht der Gotik, kombiniert mit dem Tageslicht der Renaissance, befreit sich und nähert sich einer neuen Lebendigkeit.

Auch die Malerei und Skulptur „vermenschlichen“ sich. Nicht mehr ein idealer, fast künstlicher Körper, eine ideale Landschaft mit idealen Naturdetails ist ästhetisches Ziel der bildenden Künste, sondern der menschliche Körper, die realistische Naturumgebung einerseits als „schöner“, andererseits als kranker, hinfälliger Körper, den die Bildhauer mit Totenköpfen und Gerippen umgeben und Schmuckstrukturen wie Pflanzen, die ihn grotesk umschlingen.

Am Ende des Barock verzerren sich diese Figuren wie churrigueresken Stil oder den Bildern El Grecos oder der Barock mündet in ein idyllisches Rokoko, in Schäferspiele in einem utopischen Arkadien oder die strenge Arithmetik eines Johann Sebastian Bach oder die naive, aber enge Frömmigkeit der Pietisten oder die strenge Philosophie eines Immanuel Kant, die dan wiederum durch den Sturm und Drang abgelöst wird und der wiederum durch die Romantik und parallel dazu den Klassizismus. Immer wieder Rückgriff auf Vorzeiten und Neugestaltung.

Der dialektische Riss von Diesseits und Jenseits, von naivem und anti-illusionärem Volkslied, naiver und rhetorischer Frömmigkeit und neuem Kunstaussdruck geht durch die Dichter und ihre Werke. Die in Südeuropa blühenden literarischen Formen bereichern im deutschsprachigen Literaturraum zwar die Kunstliteratur, bleiben aber durch die stringenten ästhetischen Gesetze eines Martin Opitz eigentlich fremd und gefühlsmäßig fremd und rhetorisch. Hat man den alten deutschen Volks- und Kirchenliedton im Ohr, dann wirkt die Kunstlyrik fremd, gekünstelt und glatt.

Selbstverständlich gibt es aber auch gelungene Mischformen wie z.B. das von **Simon Dach** (1605-1659) in Königsberg/ heute Kaliningrad gedichtete Kunstlied „Ännchen von Tharau“:

### **Ännchen von Tharau**

*Ännchen von Tharau ist, die mir gefällt,  
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.*

*Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz  
Auf mich gerichtet in Lieb und in Schmerz.*

*Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,  
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.*

*Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,  
Wir sind gesinnt, beieinander zu stahn.*

*Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein  
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein.*

*Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,  
Je mehr ihn Hagel und Regen anficht:*

*So wird die Lieb in uns mächtig und grot,  
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Not.*

*Würdest du gleich einmal von mir getrennt,  
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt:*

*Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,  
Durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer.*

*Ännchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn,  
Mein Leben schließ ich um deines herum.*

Das ist ein in Deutschland oft als naives Volkslied verstandenes Kunstlied, also nicht spontan naiv entstanden. Der unrichtige Eindruck des Volkslieds stammt wohl aus der ganz einfachen, fast innig erscheinenden Melodie und der vordergründigen Idyllik des „Ännchen“ aus dem Dorf „Tharau“, aber auch aus der zweizeiligen Strophe mit ihren

Kurzzeilen, den einfachen, aber auch falschen Reimen und dem relativ schlichten Wortschatz. Dahinter aber erscheint ein Weltbild voll Katastrophen und ein Wortschatz, der nach unserem Gefühl schlecht zu diesem Liebeslied passt: „Gut und Geld“, gemischt mit Wörtern, die schon eher zu dieser Liebe passen: „Leben, Lieb und Schmerz, meine Seele, mein Fleisch und mein Blut“. „Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein, soll unsrer Liebe Verknötigung sein“, passt schlecht zu einer jungen Liebe, ebensowenig „Kreuz, Leiden, Not“. Des Liebhabers Versprechen, seinem Ännchen „durch Wälder, Meer, Eis, Eisen und feindliches Heer“ zu folgen, erscheint – selbst als Metapher für jedes Prüfung des Lebens – relativ übertrieben, selbst wenn man die hier immer wieder durchschlagende Tragödie des 30jährigen Krieges berücksichtigt. Einzelne Wörter wie „Palmenbaum“ als Emblem für „Treue“ – ein Baum, den es in Deutschland nicht gibt, - oder „da, wo man die Sonne kaum kennt“ sind unrealistisch. Bei einer näheren Analyse fallen noch andere stilistische Probleme auf wie Füllwörter oder falsche Reime, die das Volkslied zwar kennt, die aber zu einem quasi-professionellen Gedicht nicht passen. Auch die Metrik, der Daktylus, ist nicht volksliedhaft. Bei den Reimen „gefällt“ – „Geld“, „schlahn“ – „stahn“, „steigt“ – „anficht“ (falsche Betonung, unreiner Reim), „Sonn“ – „herum“ (unreiner Reim) hat man den Eindruck, dass sie inhaltlich unpassend oder um jeden Preis oder vielleicht sogar künstlich falsch oder – im besten Fall – naiv gemacht sind. Insgesamt würde uns diese Poesie als rhetorisch nicht aus dem Leben gegriffen stören, würde man ihr nicht zugute halten, dass sie in einer Zeit der geschmacklichen poetischen Unsicherheit zwischen Volks- und Kunstlied gedichtet ist.

### **Simon Dach**

**Simon Dach** dichtet auch in der Manier von Martin Opitz und als Autor seiner Zeit, d.h. einereits als Gelegenheitsgedichte zu irgendwelchen Festen, die uns in ihren Wortschablonen und in ihrer technischen Glätte kaum mehr berühren. Dach schreibt wie alle Dichter seiner Zeit reflektierende Verse über das Wesen des Menschen und über dessen Lebensideale wie „Treue, Liebe, Freundschaft, Unglück, Leid, Einsamkeit und Tod“ und natürlich – typisch barock – über „Leben und Tod, Himmel und Hölle“, alles sehr künstlich-rhetorisch wie am Schreibtisch. Mag der Barockdichter alles dies im eigenen Leben erfahren haben, so zwingt ihn doch die Poetik seiner Epoche diese echten Gefühle in Schablonen von Emblemen und ästhetische Gesetze (siehe Opitz) zu formen.

### **Paul Fleming**

Unser anderer Dichter **Paul Fleming** (1609-1640) ist einer der strengsten „Opitzianer“ der Epoche des Frühbarock. Er reflektiert philosophisch-didaktisch-rational über die Zeit als Lebensspanne im Diesseits und im ewigen Jenseits als Bild für Gott: Die Zeit verrinnt dem Menschen, während sich nach dem Duerhaften sehnt: hundertfach wiederkehrendes typisches Thema des Barock:

#### **Auf den Tod eines Kindes**

*Schlafe wohl, geliebtes Kind!  
So viel tapfrer Helden sterben,  
Ganze Völker gar verderben,  
Und die Zeit verstiebt wie Wind.  
Wie soll denn ein Mensch bestehn;*

*Muss dies Ganze doch vergehn?*

Der didaktisch-dialektische Ton als Lebensregeln – vielleicht auch als Trost und Hilfe in der chaotischen Zeit des 30-jährigen Krieges – würde uns vielleicht stören, weil er uns undichterisch vorkommt. Wir müssen aber zeit-immanent denken. Im Sinne der Opitz-Regeln und ihrer perfekten Umsetzung durch Fleming ist das folgende Sonett interessant:

**An sich**

*Sei dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren!  
Weich keinem Glücke nicht, steh höher als der Neid,  
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,  
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen!*

*Was dich betrübt und labt, halt alles für erkoren,  
Nimm dein Verhängnis an, lass alles unbereut!  
Tu, was getan muss sein, und eh man dir s gebeut!  
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.*

*Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke  
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an,  
Dies alles ist in dir. Lass deinen eitlen Wahn,*

*Und eh du vörder (=weiter) gehst, so geh zurücke!  
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,  
Dem ist die weite Welt und alles untertan.*

Ein derartiges Gedicht wäre in dieser Form vor dem Frühbarock nicht möglich gewesen. Der weltanschaulich-belehrende Inhalt ist in seiner ernsthaften Sonettform und dem passenden Wortschatz, vorgetragen in angemessenem Versmaß und perfektem Reimschema des Sonetts, dabei auch professionell weiblich und männlich interessant abwechselnd, in Alliterationen und Assonanzen funktional je nach Bedeutung und Betonung des Inhalts, farbig-wechselnd in Frage, Antwort und Imperativ, in der Abwechslung von Trochäus und Jambus lebendig, wobei eine syntaktisch richtige Wortstellung Eindruck von falschem Pathos vermeidet: der Wortfluss erscheint uns natürlich. Trotz der thematischen Bedeutung wirkt dieses Gedicht in einer angenehmen Balance auf Grund seiner unpathetischen Wortwahl und seinem natürlichen Fluss.